

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

22 (28.5.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 22.

Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 28. Mai

1858.

Eine Auswandererfamilie.

(Fortsetzung.)

5.

Sowohl auf Dalberg und seine Familie, als auf Agnes und Southey hatte die Entdeckung, daß der Letztere dem alten Winter das stille Grab in der kleinen, einsamen Lichtung von Amerika's weiten Wäldern hatte bereiten helfen, und Agnes bei dem schwersten und traurigsten Geschäfte ihres Lebens hülfreich zur Seite gestanden, einen tiefen Eindruck gemacht.

Southey hatte aufgehört ein Fremder zu seyn, er war eine handelnde Person in jenem Drama geworden und dadurch in nahe Beziehungen, sowohl zu Dalberg, als zu Agnes getreten. Dies gab ihrem Umgange einen besondern Reiz und zugleich eine wehmüthige und doch beruhigende Färbung.

Southey fühlte sich zu dem jungen Mädchen hingezogen, welches er einsam und von allen Menschen verlassen weit entfernt in Amerika's Urwäldern kennen gelernt hatte, das ihm dann auf eine so räthselhafte Weise entflohen war, und das er nun hier am Rhein bei seinem Freunde so ganz unerwartet wieder gefunden. In Agnes dagegen, bei welcher durch Southey's Wiedersehen der Schmerz um den Verlust ihres Vaters und all der übrigen auf eine erschütternde Weise angeregt worden, entstand ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihrem Vater den letzten irdischen Dienst geleistet, ein Gefühl kindlicher Dankbarkeit, worin unbewußt eine wohlthuende Fortsetzung der großen Liebe lag, mit welcher sie an ihrem Vater gehangen hatte.

Man lebte daher auf Fernheim anscheinend still, und jede lärmende Freude meidend, aber voll beseligender, wenn auch wehmüthsvoller Ruhe. Die einzige Person, in deren Innern es vielleicht nicht so stand, war Frau von Boosfeld; sie fand jedoch so gleich auch hier den richtigen Ton, und gewiß hätte Niemand von ihr sagen können, daß die sonderbaren Fügungen des Geschicks, welche in Fernheim zu Tage gekommen, einen weniger tiefen Eindruck auf sie gemacht hätten, als auf die anderen Personen.

Agnes sprach wenig und selten, sie war still vor sich hin, aber freundlich und zuvorkommend. Frau von Boosfeld bemühte sich besonders gegen sie in jeder Hinsicht wohlwollend, ja sogar dienstfertig zu seyn, was für das junge, natürliche Mädchen oft peinlich wurde, auf die Uebrigen aber und besonders auf Southey einen wohlthuenden Eindruck machte.

Einige Tage nach dem eben beschriebenen Abend, als Southey mit Agnes und Frau von Boosfeld in einer Weinlaube saß und alle drei sich an der magischen Beleuchtung des oberhalb Coblenz liegenden Gebirges ergötzten, welches in malerischen wilden Linien nach dem Rheine abfällt, lenkte er das Gespräch nach und nach auf jene traurige Stunde, in welcher er Agnes zuerst gesehen. Er that dies zum Theil, weil er fühlte, daß es nothwendig sei, diese Wunde bluten zu lassen, wenn sie heilen solle, dann aber auch, weil er zu erfahren wünschte, auf welche Art Agnes den Nachforschungen seines in solchen Geschäften erprobten damaligen Gefährten, sowie seinen eignen entgehen und ohne Beistand den weiten Weg von den Ufern des Elthore bis Liberty hatte zurücklegen können.

Agnes willfahrte gern Southey's Wunsch. Lag doch bereits fast ein Jahr zwischen dem Todestage ihres Vaters und dem

heutigen, so daß ihre Seele mit gemildertem Schmerz auf diesen Erinnerungen weilte.

„Als ich aus meinem Schlafe erwachte,“ begann sie, „war es Nacht; ich hatte von Wertheim geträumt, wie ich oft that, aber lebhafter als je, und die Heimath war mir so lieblich im Traume erschienen, daß ich einer längeren Zeit bedurfte, um mich wieder in die schredliche Lage, worin ich mich in der Wirklichkeit befand, zu versetzen. Der Gedanke, augenblicklich den Rückweg anzutreten, durchzuckte mich wie ein zündender Blitzstrahl; jeder Augenblick, den ich zögerte, kam mir wie verloren vor. Mich erfaßte zugleich eine namenlose Angst, ich möchte daran verhindert werden; dies dachte ich, würde gewiß durch Sie und Ihren Gefährten geschehen, weil Sie die Ausführung dieses Unternehmens für eine Thorheit halten und mir aus guter Absicht Hindernisse in den Weg legen würden.“

„Leise stand ich auf, füllte eine Tasche mit gedörtem Mais und schritt, ohne daß Sie es bemerkten, an Ihnen vorüber. Ein kleines Säckchen mit Erde von dem Grabe des Vaters und Rudolphs nahm ich mit auf den Weg, dann lief ich, als ob ich verfolgt würde, weiter. Ich wußte, daß ich, um ein Ziel zu erreichen, dem Laufe der Gewässer folgen mußte. In den Wäldern war es dunkel und schweigsam, doch gab das Licht des Mondes eine unsichere Helle. Meine Angst, von Ihnen verfolgt zu werden, mehrte sich bei jedem Schritte, und zuletzt hatte ich nur noch diesen Gedanken. Der kleine Bach, welcher nahe bei unserer Wohnung floß, hatte ein sandiges Bett; aus den vielen Erzählungen über die List der Indianer, unserer nächsten Nachbarn, wußte ich, daß sie, um sich der Verfolgung zu entziehen und ihre Spuren zu vertilgen, oft lange in den Bächen und Flüssen fortgehen. Ich beschloß ein Gleiches zu thun und setzte meinen Weg in dem Bette des Baches bis dahin fort, wo er sich in den Elthore ergießt. Als ich diesen Punkt erreichte, welcher, wie ich wußte, zwei Stunden von unserer Wohnung entfernt war, wurde es Tag. Ich trat nicht aus dem Wasser, sondern überschritt erst den an dieser Stelle seichten Fluß.“

„Ich fühlte mich sehr ermüdet und schlief im Schutze der nahen Bäume bald ein. Als ich erwachte, stand die Sonne schon am westlichen Himmel — ich hatte wieder recht heiter von meiner Heimath und den Meinigen geträumt; es war, als ob der liebe Gott durch diese Träume, die sich stets wiederholten, mir Kraft zur Ausführung meines gewagten Unternehmens verleihen wollte.“

„Jetzt, nachdem ich etwas ruhiger geworden, erkannte ich erst das Schredliche meiner Lage. — Ich habe wohl noch eine Stunde an jener Stelle geseffen, ehe ich aufbrach und nichts gethan, als geweint. Ich kämpfte lange mit dem Entschlusse umzuleben, um da zu sterben, wo mein Vater und Rudolph begraben waren. — Da hörte ich plötzlich eine Stimme meines Namen rufen und sah bald darauf den alten Jäger drüben aus dem Gebüsch treten; er untersuchte genau die Ufer des Flusses, rief noch mehrmals und verschwand dann wieder in den Wäldern. Bei seinem Anblick erwachte in mir sogleich die frühere Angst; kaum war er fort, so eilte auch ich weiter, immer dem Laufe des Flusses nach. Ich wanderte weiter bis es ganz dunkel war, dann suchte ich mir wieder ein Lager auf dem Moose des Waldes.“

„Am dritten Tage, meine Nahrungsmittel waren aufgezehrt, erreichte ich die Ausmündung des Ellore in die Nebrasca. Dieser größere Fluß strömt durch das Gebiet der Pawnee-Indianer und ergießt sich unfern des Punktes, wo er den Ellore aufnimmt, in den Missouri. Dester hatten Indianer unsere einsame Wohnung aufgesucht, ohne uns jemals Schaden zugesügt zu haben. Der Verkehr mit ihnen hatte mir die Kenntniß einiger Worte ihrer Sprache verschafft.“

„Als ich einsam an der Nebrasca hinabwanderte und um eine Waldecke kam, erblickte ich das Canoe eines Indianers am Ufer liegen. Der Führer desselben war nicht sichtbar. Zuerst stieg der Gedanke bei mir auf, mich darin zu setzen und mich der Strömung zu überlassen. Ich würde jeden Falls den Tod gefunden haben, wäre ich dieser Eingebung gefolgt, denn die Nebrasca hat sehr viele gefährliche Stellen — doch diese Befürchtung hat mich damals nicht von der Ausführung abgehalten, nur der Widerwille, fremden Eigenthums, vielleicht des vorzüglichsten Reichthums eines armen Indianers mich zu bemächtigen. Ich beschloß zu warten und den Indianer, wenn er den Fluß hinabführe, zu bitten, mich mitzunehmen.“

„Nach mehreren Stunden kam er und noch ein anderer, mit Büffelfellen beladen. Es dauerte eine Zeit lang, ehe wir uns verständigten; ich erfuhr, daß sie nach Liberty wollten, um die Felle zu verkaufen, und meine Bitten bewogen sie endlich, nachdem sie leise sich berathen, mich mitzunehmen. Das kleine Fahrzeug hatte kaum für uns und die Büffelfelle Raum, es schoß aber rasch den Fluß hinab. Schon nach zwei Stunden befanden wir uns im Missouri und am Abende des folgenden Tages landeten wir zu Liberty.“

„Hier eilte ich sogleich zu unseren Bekannten und erhielt Dalbergs Brief mit dem Gelde. Ach! hätte ihn mein guter Vater — doch —. Zuerst belohnte ich meine Reisegefährten, die mich verwundert ansahen, aber mit unveränderter Ruhe den unerwarteten Gewinn empfangen. Schon am folgenden Tage flog ich auf einem schnellen Dampfschiff den Missouri hinab und reiste, ohne mich aufzuhalten, bis NeuOrleans. Hier mußte ich drei Wochen verweilen, bis ein Packetboot nach Europa abging, in welcher Zeit ich eine englische Familie kennen lernte, an welche ich mich angeschlossen und unter deren Schutz ich die Reise bis London glücklich zurücklegte. — Von dort ist es, wie Sie wissen, nicht mehr weit bis nach Wertheim — und so bin ich hergekommen!“

Es hatte etwas Rührendes, ein so junges Mädchen in dieser Weise von ihren Schicksalen erzählen zu hören.

Agnes selbst fühlte dies jedoch nicht, sie sah auch jetzt nichts Ungewöhnliches in dem was sie gethan; ihre weite und abenteuerliche Reise verlor sich in ihren Erinnerungen, weil ihre Gedanken stets nur auf einen Gegenstand, auf den Verlust all der übrigen zu haften vermochten.

Die Zeit verrann auf Fernheim sehr angenehm, die Jahreszeit und die an Schönheiten so reiche Gegend lud nicht nur zu Spaziergängen, sondern auch zu weiteren Partien ein, auf denen es stets heiter und fröhlich zuging. Agnes nahm an den letzteren selten Theil, sie vermochte eine Gesellschaft glücklicher Menschen noch nicht zu ertragen, gleich wie ein vom Mutterstamme gerissener und verletzter Zweig das Sonnenlicht nicht auszuhalten vermag, ohne zu welken.

Die Seele von Allen war dagegen bei diesen Gelegenheiten Frau von Boosfeld. Sie entwickelte eine Liebenswürdigkeit und eine Biegsamkeit des Geistes, welche Jeden entzückte, weil ein Jeder Dasjenige darin wieder fand, was er vorzugsweise liebte. Unter den Theilnehmern bei den größeren Ausflügen befand sich, außer Southey, fast immer der Freiherr von Fabemann und der Dr. Kraft.

Ersterer hatte vorläufig gar keine andere Beschäftigung, als das

Bergnügen, und des letzteren Praxis „befand sich erst im Entstehen,“ so daß auch ihm hinreichend Zeit zum Wandern in die schöne Gegend übrig blieb, wobei er noch den wesentlichen Vortheil hatte, daß die Leute im Städtchen glaubten, er bediene auswärtige Kranke.

Eines schönen Morgens bestieg die Gesellschaft das Dampfboot und fuhr den Rhein hinab. Bald war Neuwied erreicht und schon nahte das alterthümliche Andernach, wo die Berge, ähnlich wie bei Bingen, wieder bis dicht an das Ufer treten, und in früheren Zeiten offenbar nur dem gewaltsamen Drude der hoch aufgestauten Wassermassen gewichen sind. Noch eine halbe Stunde verweilte man auf dem Schiffe, dessen scharfer Kiel eilig die grünen Wellen des Rheines durchschnitt, dann, bei dem Dorfe Brohl verließ man dasselbe, um in dem Thale gleichen Namens nach dem LaacherSee zu wandern.

Der Weg zog sich das anmuthige und zugleich wilde Thal hinauf. Die Berge bildeten oft schroffe, fast senkrecht abfallende Wände, zwischen denen der Bach in den mannigfachsten Windungen hinabrauschte. Bald wurde die Aussicht weiter und die Höhen waren mit dem frischen, saftigen Grün des Mai's überdeckt, bald glaubte man, der Weg müsse aufhören, weil eine hohe, steile Felswand sich quer hineinlegte und jeder Fortsetzung ein Ende zu machen schien. In kurzer Zeit gelangte man zu den Trappgruben, zu jenen Höhlen, die in die weichen Seiten der Berge gegraben, durch ihre Form und die seltsamen stehengebliebenen und theilweise nachgestürzten Strebepfeiler an ägyptische Grabmäler und die Ruinen vom Memphis erinnern.

Indem man sich so den mannigfachen Schönheiten dieses Thales hingab, erreichte man unmerklich den Brunnen von Lönnsstein, dessen Eisen- und Kohlen säure haltiges Wasser, mit etwas Wein und Zucker vermischt, zu einem lieblich kühlenden Trank aufbraust.

Von Lönnsstein zog sich der Weg steiler den Berg hinan, dagegen lohnte die Aussicht von der nicht ohne Mühe erstiegenen Höhe. Das Siebengebirge mit seinen schön gezogenen Linien winkte aus duftiger Ferne freundlich herüber, während das ganze Rheinthale, bis oberhalb Coblenz, bald sichtbar, bald nur durch den Zug vortretender Berge angedeutet, zu den Füßen der Schauenden lag.

Nachdem man diese Fernsicht, wie sie unzählige Punkte des höheren Rheingebirges darbieten, hinlänglich bewundert, betrat man die Schatten des Waldes, der sich bis an die Ufer des LaacherSee's hinzieht. Immer noch ging es bergan und die Ungeduld der Erwartung mehrte sich mit jedem Augenblick.

„Da habt Ihr ihn!“ rief der voranschreitende Dalberg endlich, „da liegt er, immer düster und unheimlich, selbst bei diesem lachenden Sonnenscheine!“

Alles eilte an des Redenden Seite und Jeder nahm schweigend den ersten Eindruck in sich auf, welchen diese eigenthümliche Landschaft, selbst bei denen, die sie öfter gesehen haben, immer wieder hervorbringt.

„Nun aber auch einen Blick zurück!“ sagte Dalberg, als Alle schweigend im Anschauen versunken dastanden. „Seht wie tief unter uns das Rheinthale liegt, wie nahe zu unsern Füßen der See, dessen Fläche 800 Fuß über der des Rheines steht — dort wie freundlich und hier? Nun, wie finden Sie den See, gnädige Frau?“

„Er spricht mich mehr an, als ich es ausdrücken kann — es liegt eine Ruhe, ein Friede in dieser Landschaft, von der man nur wünschen könnte, daß sie im eignen Herzen wohnte.“

„Eine solche Ruhe wäre mir unerwünscht,“ bemerkte Southey, „der See kommt mir vor, wie ein Greis, der sich nach einem wilden Leben in die Einsamkeit zurückgezogen hat, dem aber dennoch die Gedanken an seine früheren Sünden keine Ruhe gönnen.“

„Ober wie ein Mann, den man durch eine falsche Behandlung, z. B. durch zu viel Blutentziehung in der Kraft seiner Jahre zum Greise gemacht hat,“ sprach der Dr. Kraft.

„Sehr passend!“ erwiderte die Boosfeld — „aber finden Sie nicht, daß uns diese Betrachtungen ungewöhnlich sentimental stimmen, besonders unsern Doctor; ich dünkte, wir suchten wirklich nun das Ufer des See's zu erreichen.“ (Fortsetzung folgt.)

Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)
27tes Kapitel.
Verdauung.

I.

Für die Verdauung, von deren ungestörtem Vorgang das Wohlbefinden nicht allein, sondern sogar das Bestehen, die Fortdauer des einzelnen Individuums aus dem ganzen Thierreiche abhängt, — für diese Function ist überall ein besonderer Apparat von Organen vorhanden, dessen Bestandtheile man unter dem Namen Verdauungsapparat zusammenfaßt.

Es ist indeß gleich von vornherein festzuhalten, daß die ungestörte Erhaltung und Entwicklung des Thierkörpers, nicht bloß von der Ernährung, d. h. der Aufnahme von Nahrungstoffen, sondern auch von deren Aneignung, ihrer Wiederabsonderung und endlichen Ausscheidung abhängt. Es ist dies eine fortlaufende Reihe zusammenhängender Vorgänge im Körper, welche sich daher gegenseitig bedingen, so daß ebensowohl wie eine Aneignung nicht stattfinden kann, wenn nicht durch Aufnahme etwas zur Aneignung dargeboten und vorbereitet ist, ebenso auch eine Aneignung nicht stattfinden wird, wenn nicht durch Absonderung ein Bedürfnis, ja eine Möglichkeit zur Aneignung neuen Ersatzstoffes herbeigeführt ist, — wie auch die Absonderung nicht ungestört vor sich gehen wird, wenn nicht durch Ausscheidung alter bereits abgegebener Schlacken, die zur Lebensfunction nicht weiter geeignet sind, für die Abstoßung neuer Schlacken Raum geschafft ist.

Eines hängt von dem andern ab, — nur insofern läßt sich eine gewisse, (beschränkte) Unabhängigkeit erkennen, als Absonderung und folglich Ausscheidung fortgehen kann und in der That fortbauert und fortbauern muß, selbst wenn die Aufnahme und davon abhängige Aneignung unterbrochen wurde, soll nicht das Wohlbefinden des Organismus gestört werden.

Wenn nicht dieses, wie jedes Gleichniß hinfle, so könnte man es so ausdrücken, daß wenn man den Abfluß aus einem Kanal nicht offen erhält, auch der Zufluß nicht stattfinden kann, ohne Ueberschwemmung und Verwüstung zu veranlassen, während ohne Zufluß der Abfluß stattfinden kann, ohne einen andern Nachtheil herbeizuführen, als den, der überhaupt den mangelnden Zufluß zu begleiten pflegt.

Die Aufnahme der Speisen und Getränke beschränkt sich nicht bloß auf das einfache Essen und Trinken, oder das Verschlucken von Stoffen, welche zur Verdauung geeignet sind oder geeignet scheinen, sondern es umfaßt das Ergreifen, Verschlucken und die Zerkleinerung, resp. Auflösung der Nahrungsmittel in sich, wodurch die Speisen mechanisch und chemisch so in ihre kleinsten Theilchen, ja in ihre Bestandtheile zerlegt werden, daß sie für den Act der Aneignung geeignet sind und der Ernährung ein mechanisches Hindernis nicht in den Weg legen.

Die Hauptbedingung der Ernährung des Körpers und des Stoffergases in demselben ist ja die, daß aus den Nahrungsmitteln die Ersatzbestandtheile in ein überall geschlossenes, nirgends mit offenen Endigungen oder Stellen versehenes Gefäßsystem und hier in die Blutmasse eindringen, und in dem Blute oder als Bestandtheile des Blutes sich zu allen Stellen des Körpers in dem innersten Gewebe der Organe vertheilen. Die Verdauungsapparate des Thieres leisten somit zunächst dasselbe, was das Wasser für die Nahrungsmittel der Pflanzen zu leisten hat, welches alle, unorganische wie organische Bestandtheile des Erdbodens zunächst auflöst und in dieser aufgelösten flüssigen Form den Aneignungsorganen der Pflanze (Wurzel und Blatt) darbietet.

Es werden daher, wenn wir zunächst nur die festen Nahrungsmittel der Thiere ins Auge fassen, diese zunächst in dem Munde einer ersten Zerkleinerung durch Zermalmung mit den Zähnen unterworfen. Ist diese Zerkleinerung so weit gediehen, daß die vorberst festesten, selbst harten Speisen nur noch eine dickliche Breimasse darstellen, welche durch flüssige Theile der Speisen selbst oder durch den im Munde abgesonderten Speichel oder auch durch beigefügtes Getränk mehr oder weniger weich gemacht wird, so wird nun im Munde diese Breimasse in einzelne Partien getheilt, auf der Zunge durch Gegenbruch gegen den gewölbten Gaumen in einen runden Ballen geformt, der nun durch Druck der Zunge und eine gleichzeitig saugend

wirkende Erweiterung des hinteren Theiles der Mundhöhle in diese und dadurch in den trichterförmigen Anfang der Speiseröhre, dem Schlund, befördert wird. Sobald der Speiseballen den hinteren Theil der Zunge nach hinten überschritten hat, wird er von einer nicht mehr der Willkür unterworfenen (aber doch auch willkürlich anzuregenden) Thätigkeit in der Muskelhaut der Schlundröhre in der Weise erfaßt, daß der oberste Theil des Schlundes sich ringförmig verengt, den Ballen oder Bissen unter sich lassend; diese ringförmige Zusammenziehung an der Schlundröhre rückt sodann immer weiter nach unten und so wird der Bissen in der glatten Schlundröhre abwärts geschoben, bis er durch die Einmündung dieser Röhre in den Magen, in die Höhle dieses Hauptorganes der Verdauung gelangt.

In diesem sackförmigen Organ sammelt sich die ganze Menge der breiartig zermalnten und mit Speichel gemischten festen Nahrungsmittel zunächst an und man findet unmittelbar nach einer Mahlzeit die ganze Menge der aufgenommenen festen Substanzen in Form eines gelblichgrauen Breies, in dem Magen vor. Die Flüssigkeiten, welche beim Trinken aufgenommen werden, verändern die Consistenz dieses Breies nur vorübergehend, da sie sehr rasch, in wenigen Minuten aus Magen und Darm wieder verschwunden sind, so daß die Breimasse im Magen immer ziemlich dieselbe Consistenz, die eines dünnflüssigen Breies zeigt.

Anfangs sind in diesem Speisebrei noch einzelne Theile der Speisen zu erkennen, welche nicht vollständig zermalmt waren, bald aber zerfließen auch diese in einen Brei, in welchem keine verschiedenen Bestandtheile mit bloßem Auge mehr unterschieden werden und endlich ist dieser Brei in eine graue dickflüssige Masse, ähnlich einem dicken Haferskleim, wie er bisweilen in der Küche bereitet wird, umgewandelt.

Diese Umwandlung im Magen scheint der wichtigste Abschnitt in der Verdauung; sie bezeichnet das Ende des ersten Actes oder der Nahrungsaufnahme, womit, wie wir angeführt haben, die Vorbereitung des Aufgenommenen zur Aneignung bezeichnet wird. Diese letzte Vorbereitung beruht offenbar auf einer chemischen Einwirkung auf die Speisetheile, wie sie bereits durch den Speichel angefangen, im Magen aber auf eine höchst merkwürdige Weise beendet wird. Dieß geschieht nun, wie die interessantesten Versuche und physiologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte ergeben haben, dadurch, daß die innere Magenwand einen eigenthümlichen Saft absondert und in die Magenböhle ergießt, welcher der Magensaft oder Verdauungssaft oder das Pepsin genannt wird. (Fortsetzung folgt.)

Der Vater und sein Sohn.

(Eine Begebenheit aus dem ländlichen Leben.)

Ein Landmann gieng mit seinem Sohn in's Feld,
Den Wassertrug und Werkzeu in der Hand.

Im Osten brach bereits das Morgenroth

Mit voller Pracht am Horizont hervor.

Man hörte nah und fern den Silberton

Der Morgenglocken und den Lobgesang

Der Lerchen und den Jubellang im Hain.

Stillschweigend nahm der Vater seinen Hut

Vom Haupte ab und betete zu Gott.

Der Sohn, erariffen von der Stille Schauer,

zieht ab die Müß' auch, betet seinerseits,

Und als, zum Himmel einen Blick gewandt,

Der gute Landmann sein Gebet beschloß,

Begann, gerühret, er zu seinem Sohn:

„Wie herrlich doch und hehr ist die Natur!

„Sieh' nur, mein Sohn, wie Alles wieder lebt,

„Durch eine sanfte Ruh' erquid! das Gras

„Erhebt die grünen Spizen, frisch vom Thau;

„Die Blumen duften lieblich um uns her:

„Die Lerche lobet Gott; die Flur, der Hain

„Verkünden laut des großen Schöpfers Lob.

„Wer möchte jezt noch träg' im Bette ruh'n? —

„Steh' immer ja, mein Sohn, so frühe auf,

„Berrichte dein Gebet, und gehe froh

„Und frischen Muthes an die Arbeit hin!

„Denn aut von Statten geht, gesegnet ist,

„Was Morgens früh mit Gott begonnen wird.

„Wie vieles Angenehme vermisset der,

„Der seine Tage in einer großen Stadt verlebt!

„Kein Stand ist schöner auf der weiten Welt,

„Als unser stilles Leben auf der Flur,

„Ein jeder Bürger ist sein eigniger Herr.

„Wir säen aus, und ernten Iosach ein;

„Wir geben und empfangen wieder neu.

„Der Fürst, der Edelmann, der ganze Staat,

„Sie leben All' von unsrer Hände Fleiß;
 „Und wenn auch arm, sind fröhlicher wir doch,
 „Als mancher Brasser, in sein Geld verspricht;
 „Wir weilen glücklicher auf grüner Au',
 „Als selbst der Reiche in dem Pruntgemach,
 „Denn jeder Große hat oft seine Qual,
 „Die ihm verdirbt die schönste Lebenslust;
 „Er schein'et glücklich, doch er ist es nicht.
 „Wir säen oft zwar auch mit Thränen aus,
 „Doch leuchtet uns der Hoffnung freundlich Licht,
 „Und in der Ernte zählet uns das Glüd.“
 So sprach der Landmann. Und der Sohn erwog
 Im treuen Herzen, was der weise Mund
 Des Vaters lehrend sprach. Indessen sie
 Das Feld erreichten, — und ihr Werk begaun.

Pf. Kittelmann.

Ein Abenteuer.

§§ Wir entnehmen der Beschreibung der Reise des Herrn Mercey durch das italienische Tyrol folgende Erzählung: Während der Wirth in Valadore mir ein Frühstück zurechtete, stellte ich mich ans Fenster und bald fesselte ein Hochzeitszug, der vom Gebirge herabkam und sich in die Kirche zu Sandolo begab, meine Blicke. Die ganze Gesellschaft war festlich gekleidet; die Männer und jungen Burche trugen weite braune Wämser oder lange grüne Ueberzüge mit Tyroler-Hosenträgern und das weibliche Geschlecht hatte in seinen hohen, spitzigen Mannshüten mit aufgestyltem Rande ein ganz kokettes Aussehen; die Leibchen waren schwarz und die Röcke weiß und weit gefaltet mit langen grünen, blauen oder rothen Streifen, welche hinten von der Hüfte an schwanzartig hinunterhingen. Während ich diese munteren Leute in ihrer Nationaltracht genau betrachtete, erzählte mir der Wirth das Abenteuer, das einem Geistlichen, welcher diesem Hochzeitszuge ebenfalls anwohnte, jüngst begegnet war.

An einem Oktoberabend ritt dieser Pfarrer von Sondrio, wo er eine beträchtliche Geldsumme eingenommen hatte, heim. Als die Nacht hereinbrach, spornte der Pfarrer, unter dem Beten des Ave Maria, das man gerade auf einem Kirchenthurm im Thale läutete, sein ziemlich schwächtiges Pferd an. Da rief ihm plötzlich am Eingang in den Engweg der Sierra hinter einem an der Straße emporragenden Felsen eine starke Stimme: Halt! zu. Der Priester that aber, als ob er diesen Ruf nicht hörte und trieb sein Pferd noch mehr an. Jetzt ertönte ein zweites: Halt! worauf er, ohne zu halten, schnell seitwärts sah, und, da er 3 Burche erblickte, dachte, er könne sich blos durch schnelles Davonreiten retten. Er spornte sein Pferd mächtig und wollte eben über den unheilverkündenden Felsen hinausreiten, da flog eine Kugel dem Pferd in den Kopf und stredte es todt nieder. Das war gut gezielt, sagte der Pfarrer bei sich und ergab sich gelassen in sein Schicksal, verlor aber den Muth nicht. Nachdem die drei Banditen auf ihn zugesprungen waren und ihm schon seinen Geldsack rauben wollten, stellte er sich, als ob er ihnen gutwillig geben wolle, machte ihn bebend auf und schüttete alles Geld auf den Boden. Wegen dieser Ungeschicklichkeit erhielt er einen Stocktreich. Der Pfarrer nahm denselben, ohne ein Wortchen zu sagen hin, obgleich er um einen Fuß größer war als der Gauner, der ihn ihm veretzt hatte, und setzte sich zwei bis drei Schritte von der Straße nieder, indem er den stillen Beobachter machte.

Die drei Banditen knieten auf den Boden nieder, um die mairländischen Thaler aufzulesen, und in den Sack wieder hineinzutun. Der Eine von ihnen, der das Pferd erschossen hatte, hatte seine abgefeuerte Flinte auf die Seite gelegt; der zweite hatte einen viden Stod bei sich, mit dem der Pfarrer schon Bekanntschaft gemacht hatte, und der dritte, der dem Pfarrer am nächsten war, trug zwei geladene Pistolen in seinem Gürtel. Nachdem der Geistliche seine Beobachtungen gemacht hatte, dachte er nicht blos an sein Seelenheil, sondern auch an die Rettung seines Lebens. Ausser seinem Rosenkranz und Brevier hatte er auch noch seinen Bastone in der Hand, ohne welchen er selten, am wenigsten aber an Geldeinzugstagen ausging und welchen die Gauner ihm gelassen hatten, indem sie nicht glaubten, daß er eine für sie gefährliche Waffe werden könnte. Da benützte der Pfarrer den Augenblick, wo sie sich, nachdem sie fast alle Thaler bereits aufzulesen hatten, noch einmal überall herumküßten, um zu sehen, ob keiner liegen geblieben sei, stand von seinem Sige auf, ging leise auf den mit Pistolen bewaffneten Räuber von der Seite zu, hob seinen Stod sachte auf und veretzte ihm mit seinem herkulischen Arme einen so gewaltigen Hieb auf den Kopf, daß er zu Boden fiel. Bevor die zwei andern Banditen sich recht besannen, riß der Priester dem Erschlagenen die zwei Pistolen aus dem Gürtel und rief, in jeder Hand eine Pistole haltend, beherzt mit einer Donnerstimme ihnen zu: Zurück ihr Spitzbuben, oder ihr seid des Todes! Wie versteinert blieben Beide stehen, denn so-

halb sie einen Schritt vorwärts gethan hätten, um auf den Geistlichen loszugehen, so wäre Jedem eine Pistolentugel ins Gesicht geflogen. „Ach, ihr Satane, ihr glaubtet, der Pfarrer von San Antonio lasse sich nur so geduldig das Fell abziehen, wie ein Lamm? Nein, nein, das wird noch ganz anders kommen.“

Der Eine von den Banditen wollte nach einer Weile entfliehen, da rief ihm aber der Pfarrer zu: „Nur langsam, langsam! An deiner Gesellschaft ist mir viel gelegen. Halt! oder meine Kugel könnte schneller fliegen als du. Ich verlor mein Pferd; ihr müßt mir das arme Thier bezahlen, und ihr Beide geht mit mir nach Bormio.“ Der Bandite blieb todesblas stehen. „Du thust wohl daran per la Madonna! fuhr der Pfarrer fort, und jetzt nimmst du den Sattel dieses Pferdes auf deine Schulter.“

Alsdann wandte er sich an den zweiten Banditen; seine Pistolen stets vorhaltend und sagte zu ihm: „Du, du trägst deinen Kameraden, der noch einen Fuß rührt; du wirst ihn doch nicht ohne Weichte wie einen Hund da sterben lassen wollen.“ Nachdem Beide dem Befehle gehorcht hatten, rief der Geistliche ihnen zu: „Jetzt, Kameraden, geht gerade aus und zwar presto; mein Nachtesen wartet auf mich; es hungert mich.“ Eine Stunde später zog der Geistliche, hinter seinen zwei neuen Pfarrkindern mit vorgehaltenen Pistolen einhergehend, im Triumph unter dem Jubel seiner erstaunten Weichkinder in sein Pfarrdorf ein.

Sprüchwörter.

- + Bosheit thut sich selbst den größten Schaden.
- + Botmäßigkeit ist nicht klugz Gerichtsbarkeit.
- + Ich deinen Drei und halt dein Maul.

Goldföner.

* Wir wollen unser Lebenlang
 Uns süßen Freuden weihen!
 Der Wiese Duft, der Waldgesang
 Soll immer uns erfreuen!
 Uns grünen Saaten, Trift und Hain,
 Uns rauschen Wasserfälle,
 Uns mahlt des Himmels Widerschein
 Roth, weiß und blau die Quelle.

* Ein armer Landmann, dem sein Stier darniederfällt, fühlt ganz so tief und qualvoll, was er verlor, als der Monarch, der plötzlich seine Pläne scheitern sieht. Der Schmerz ist gleich, und ist es auch die Ursach' nicht. Der Arme hat Verwandte, wie der Fürst, und Beide klagen oft des Schicksals Strenge an. Der schwache Leib, der jedem Sterblichen oft in eine Form gegossen ward, erliegt dem Schmerz, der allzu schredlich quält. So ist denn Alles gleich, die Großen, wie das niedere Volk, und mehr der Leiden, als der Güter sind uns zugetheilt.

* Unser Leben ist zu kurz, als daß wir uns dem Kummer überlassen dürften; kaum haben wir Zeit, uns zu freuen.

Maritätenkäflein.

†† Es war früher, wie heute! Die Schlußstrophe eines alten Liebes aus dem fünfzehnten Jahrhunderte: „Ein hübsch new Lieb: Was wird es doch des Wanders noch ic. Gedrukt zu Nürnberg durch Kne Gund Hergotin,“ lautet also:

„Man läuft, man rennt, man reit, man sprengt,
 Nach Geld steen all ir sinnen
 Im regen und schnee, auf Land und see,
 Wie man nur gelt mag g'winnen.
 Man lest nicht ab bis in das gras,
 Gelt, gelt ist nur ir leben,
 Gelt ist ir müß frub und auch spat:
 Wie kanns doch erger werden!“

Sonnyne.

Ich bin ein Beamter, und bin ein Schrant,
 Enthalte oft tausend Thaler blank,
 Und oft sogar mehr, wie es eben geht
 Und der Mann in seinem Verhältnis steht.
 Als Beamter bin ich geheim, oder nicht,
 Erfüllen jedoch muß ich stets meine Pflicht;
 Denn wenn ich fehle, entläßt man mich gern,
 Weils nirgends mangelt an tauglichen Herrn;
 Als Vogel aber flieg' ich umher
 Und wohne im Süden weit über dem Meer. C. Jul. Cr...
 Auflosungen der Räthsel in den vorigen Numern:
 Krapsen. Karpfen. Kapf.
 Eisenbahn.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandes.